

Eine Verlobung.

Skizze von ALEXANDER VON BUBDENBROD.

Vater und Tochter sahen an dem gemüthlich gebedeten Frühstück und sahen die Morgenpost durch.

„Hast du einen Brief von einer Pensionfreundin erhalten, der dich so heiter stimmt?“ fragte Herr Negri und sah amüset zu dem jungen Mädchen hinüber.

„Ach nein, Vati, ganz etwas anderes. Lies nur selbst, es ist zu tomsch.“

Sie reichte ihren Brief dem Vater und sah ihn interessiert an, während er las.

„Nun,“ fragte sie ungeduldig, „warum lästst du nicht? Findest du diese Frage nicht auch schrecklich tomsch?“

Herr Negri hatte den Brief bedächtlich durchgelesen und sah nun etwas nachdenklich da. Der Gedanke, daß sich für seine eben erst 18 Jahre alt gewordene Tochter schon Freier melden könnten, war ihm noch nie gekommen.

In seinen Augen war sie noch ein Kind. Aber andere Leute schienen sie anders anzusehen, und das verdiente eine gewisse Beachtung.

Er drehte das Briefblatt hin und her und betrachtete die ihm gegenüberüberliegende aufmerksam.

„Ja, wahrhaftig, seine kleine Susi sah wie eine Junge und recht hübsche Dame aus. Das bemerkte er eigentlich heute zum erstenmal.“

Dann blickte er wieder ernsthaft auf den Brief und sagte langsam und nachdrücklich.

„Zum Lachen, Susi, ist dieser Antrag nicht im geringsten. Herr Eduard Latour hält in aller Form um deine Hand an. Er ist ein solider, liebenswürdiger Mann und sowohl als Geschäftsführer deiner Tante Morel wie als Besitzer eines hübschen Privatvermögens eine gute Partie. Ueberlege dir die Sache einmal sehr gründlich, ehe du vorschnell handelst.“

Aber Susi antwortete nur mit einem übermüthigen Lachen: „Da ist gar nichts zu überlegen, Papa. Ich liebe Herrn Eduard Latour nicht und habe überhaupt noch keine Lust, mich zu verheirathen. Sind das nicht genügende Gründe?“

Der Vater sah sie prüfend an. Eigentlich hatte die Kleine recht, warum sollte sie sich vorschnell binden? Sie war ja seine Einzige und konnte nach ihrem Herzen wählen.

„Dann werde ich also Herrn Latour abschreiben.“

„Nein, nein, das laß nur,“ fiel ihm die Tochter eifrig ins Wort. „Er hat seinen Brief an mich gerichtet, da muß ich ihm auch antworten.“

„Ist mir ebenfalls recht,“ willigte der Vater ein. Je weniger er, der ein hübsches bequemes Mädchen war, mit der Angelegenheit zu thun hatte, desto lieber war es ihm. „Also, mein Herz, schreibe deinem Freier ab. Ich muß jetzt ins Geschäft. Leb' wohl.“

Er ging und ließ die Tochter, trotz ihres schnellen, sicheren Entschlusses, immerhin in einiger Aufregung zurück. Solch ein erster Heirathsantrag war doch keine Kleinigkeit. Susi mochte Herrn Latour ganz gern leiden. Sie spielte sogar sehr gern mit ihm vierhändig, aber heirathen? — Nein, das war eine andere Sache, das mochte sie nicht.

Sie kannte ihn ja seit ihren Kinderjahren und hatte ihn immer wie eine Art Onkel betrachtet. Zudem besaß er braunrothe Haare und bläuliche Augen, die sie nicht ausstehen konnte, und sein Schnurrbart war so dünn wie schlecht aufgegangene Wintersaat. Ihr zukünftiger Mann mußte anders aussehen.

Trotzdem war es ihr aber interessant, daß Latour ihr einen Heirathsantrag gemacht hatte. Soviel sie wußte, war dies noch keiner ihrer Freundinnen passiert, die mit ihr vor drei Monaten aus der Pension gekommen waren. Sie theilte als Erste einen Korb aus. O, sie wußte ganz genau, was sie ihm schreiben würde. Sie hatten sich das oft genug in der Pension ausgemalt. Man sagt in solchem Falle, daß der Antrag eine große Ehre sei, bittet, den Schmerz zu verzeihen, den man dem Betreffenden zufügt, und hofft, daß seine Freundschaft erhalten bleibe. Gut, sehr gut, so wollte sie es auch machen, sie war vollkommen au fait.

Luftig pfeifend setzte sie sich an den Schreibtisch und mit angenehmer Schnelle und Sicherheit flog die Feder über das Papier. Als sie geendet, überlas sie den Brief nochmals und war mit ihrer schriftstellerischen Leistung sehr zufrieden.

Sie hatte sich nach ihrer Meinung würdevoll und verbindlich ausgesprochen und wollte ihr Nachwort gleich Tante Morel zur persönlichen Uebergabe an den Empfänger hinbringen, denn solch wichtiges Dokument konnte sie unmöglich der Post anvertrauen.

Frau Morel hörte den Bericht ihrer Nichte mit wenig Behagen an. Das

wäre ja die erwünschteste Partie gewesen, die Susanne machen konnte. Herr Latour wurde dadurch fester an ihr Gefühlsknäuel geknüpft, kaufte sie vielleicht später, und sie konnte sich behaglich zur Ruhe setzen, wie sie es längst wünschte. Nahm das Kind aber den Antrag nicht an, dann verlor sie den zuverlässigen Menschen, das war sicher. Nach einem Korbe der Nichte würde er nicht länger bei der Tante bleiben.

Sie mußte versuchen, dem jungen, unverständigen Dinge gut zuzureden. Einen besseren Mann konnte es nicht bekommen. Nun ja, er sah nicht wie das Ideal eines jungen Mädchens aus, und er war auch 15 Jahre älter als Susi, aber Ideale, das sollte Susi nur bedenken, pflegen meistens im realen Leben zu enttäuschen, und die wahre Liebe kommt meistens erst in der Ehe, das würde Susi von jedem vernünftigen, verheiratheten Menschen bestätigt bekommen.

Aber so schön und verständig Frau Morel auch sprach, die Nichte war nicht zu überzeugen. Sie blieb dabei, daß sie wasserblaue Augen und rothe Haare nicht leiden könne, und daß der Freier ihr uninteressant sei. Schließlich mußte ihr die Tante versprechen, den Brief schnellstens Herrn Latour einzuhändigen und gar nicht weiter mehr von der dummen Geschichte zu reden.

Trotzdem nun Susi von der dummen Geschichte nichts mehr hören wollte, ließ der Gedanke daran sie selbst doch nicht los. Es war ein ganz eigenes Gefühl, daß ein Mann, ein reifer Mann sie heirathen wollte, ihr von einer Liebe sprach, die sie aus Büchern kannte und in ihren Träumen sich vorgestellt hatte. Nur in Büchern und Träumen war das alles so anders. Für Herrn Latour konnte sie sich durchaus nicht in solche Gefühle, wie sie dort so entzückend geschildert wurden, hineinversetzen. Und dennoch blieben ihre Gedanken wie festgebannt auf diese Sache, die eigentlich schon erledigt war und sie gar nicht mehr berühren durfte.

Ebenso erging es ihrem Vater. Herr Negri war jetzt in dem Geschäft, weil er den Antrag überdachte und noch vieles andere, was mit ihm zusammenhing.

Seine Susanne war ein hübsches und reiches Mädchen. Sobald er sie erst ausübte, würden sich gewiß zahlreiche Freier finden. Er war, wie schon gesagt, ein etwas bequemer Herr und durch seine lange Wittwenzeit wieder in Junggesellenwohnheiten zurückgefallen. Es würde recht un bequem sein, eine erwachsene Tochter auszuführen und noch un bequem, unliebsame Freier abzuweisen.

Wer weiß, was für einen leidenschaftlichen, jungen Kerl sich seine Susi einmal aussuchte! Junge Mädchen, die nach dem Herzen und ohne Vernunft wählen, treffen meist eine schlechte Wahl. Herrn Latour konnte jeder Vater seine Tochter unbedingt mit Freuden anvertrauen.

Er trennte sich noch nicht gern von seinem Mädchen, aber vielleicht war dies die beste Partie für sie und sparte ihr und ihm in der Zukunft viele Kämpfe und Schwierigkeiten. Susi blieb in seiner Nähe und in den allgewohnten Verhältnissen. Er mußte ihr das alles nochmals auseinandersetzen.

Seine erste Frage beim Mittagsessen war deshalb: „Kind, hast du schon den Brief an Herrn Latour geschrieben?“

Und auf die bejahende Antwort sprach er weiter: „Schade, aber vielleicht läßt sich das noch rückgängig machen. Ich möchte nämlich, daß du die den Antrag reiflich überlegst. Es ist eine Lebensfrage, und die soll man nicht in ein paar Minuten abthun. Du könntest deine Uebereilung später vielleicht bereuen.“

Dieser Ansicht war auch Frau Morel gewesen. Sie hatte behal den Brief, trotz Suses dringender Mahnung, gar nicht abgegeben und tam am Nachmittag, um mit Schwager und Nichte die bedeutsame Angelegenheit noch einmal durchzusprechen, ehe die endgültige Entscheidung fiel.

„Ich will dich durchaus nicht überreden, mein liebes Kind,“ sagte sie mit sehr überredender Stimme, „aber so junge Mädchen wie du kennen ihr Herz meist selber nicht. Glaube mir nur, die Liebe kommt schon, denn Liebe erweckt Gegenliebe. Latour liebt dich treu und innig seit deinen Kinderjahren, und das wirst du schätzen lernen. Du hättest ein selbsten Glück, solch einen prächtigen Mann zu erhalten.“

Vater und Tante sagten noch viel, und zum Schluß versprach Susi, sich die Sache zu überlegen. Die beiden Alten hatten ihr den Kopf so voll geredet, daß sie ganz aufgeregert und unruhig war und zum erstenmal in ihrem Leben eine schlaflose Nacht hatte. Das sie gesprochen, war nicht ein drucklos in ihr verlungen, es hatte hier und da Saiten angeschlagen, die nun leise nachklingelten und allseits noch nie gebachte Gedanken in ihr weckten. Es lodte sie, so bald verheirathet und selbständig, von Allen bewundert und benedict zu werden. Aber dann dachte sie wieder an den Bräutigam. Nein, sie wollte lieber nicht.

Herr Latour war ihr zu bekannt und zu alltäglich, den konnte sie nicht heirathen, besonders da er rothe Haare und wasserblaue Augen hatte. Das war das Ausschlaggebende, was ihrem Entschluß das Siegel aufdrückte, und so erklärte sie dem Papa am nächsten Morgen, daß sie nach reiflicher Ueberlegung darauf beharren müsse, den Antrag abzulehnen. Sie hätte nichts gegen den Freier, aber auch nichts für ihn, und da lohnte es doch eigentlich nicht, ihn zu heirathen.

Herr Negri that dieser Entschluß seiner Tochter ehrlich leid, aber mehr zureden konnte er nicht. Es war im Grunde genommen ihre eigenste Angelegenheit. Das Kind sollte thun, was es wollte.

Nur wünschte er nicht, daß Susi die Angelegenheit schriftlich erledigte, sondern beschied Herrn Latour zu sich, um ihm möglichst schonend das Nein seiner Tochter mitzutheilen.

Aber das machte sich viel schwieriger, als er gedacht hatte. Der junge Mann ließ ihn gar nicht zum Reden kommen, sondern ergriff selbst das Wort und sprach in so warmen Worten von seiner innigen, treuen Liebe, von seinem Hoffen und Wünschen, seinen Vorsätzen und Willen, Susi auf den Händen zu tragen, und ihr die Erde zum Himmel zu machen, daß Herr Negri selbst ganz warm wurde und kein entschüdenes Nein hervorbringen konnte.

Er führte nur etwas stotternd Susis große Jugend an, und daß das Kind sich Bedeutendes ausbeuten habe, um mit sich selber klar zu werden. Dazu täusperte er sich sehr viel, reichte dem Freier die Hand und sprach seine Hoffnung aus, daß sich alles befriedigend lösen werde.

Herr Latour drückte sehr bewegt die geborene Rechte des ersehnten Schwiegervaters und bat dringend, ein paar Worte mit Fräulein Susi allein sprechen zu dürfen, was den Vater in die peinlichste Verlegenheit setzte.

In diesem Moment öffnete sich die Thür und Frau Morel erschien wie auf ein Stichwort. Sie hatte klugerweise die Hofnung auf die Verlobung noch nicht aufgegeben, sondern sich während der Unterredung mit der Nichte im Wohnzimmer aufgehoben, in dem man jedes Wort verstehen konnte, das in Herrn Negris Zimmer fiel.

Mit Befriedigung bemerkte sie den Eindruck, den Latours persönliche Liebesworte auf das junge Mädchen machten, und ergriff sofort die günstige Gelegenheit, die Sache zur gemüthlichen Lösung zu bringen.

Sie trat also ein und sprach freundlich lächelnd: „Lieber Freund, Susi ist gerade im Wohnzimmer, gehen Sie hinein und sprechen Sie mit ihr.“

Ehe der verblüffte Vater einen Einwand erheben konnte, hatte die energische Tante den Freier schon ins Wohnzimmer geschoben, wo er seiner Liebe gegenüberstand.

Susi war ganz heiß und roth. Das eben Gehörte hatte sie sonderbar erregt und in eine eigenthümliche Verwirrung verlegt. Solche Worte hatte sie wohl schon gelesen, aber noch nie gehört. Und sie galten ihr — sie war es, die so geliebt, so — ja man konnte wohl sagen, angebetet wurde. Eduard Latour erschien ihr auf einmal in einem ganz anderen Lichte. Die lange, zutrauliche Bekanntschaft verlor und etwas Neues, Wunderliches und Herzlopfenerregendes tauchte dafür auf. Und nun stand er vor ihr und sie sollte ihm sauen, daß sie ihn nicht heirathen wollte — nein, wirklich nicht, da er keine dunklen Haare und keine dunkeln Augen und keinen dunkeln Schnurrbart besaß.

Auf einen anderen Grund konnte die verwirrte Susi sich im Augenblick nicht befinnen, und da sie diesen als höchstes Mädchen nicht anführen durfte, sagte sie lieber gar nichts, sondern sah Herrn Eduard Latour mit hilflosem, verwirrtem Blick an.

Herr Eduard Latour war nicht nur ein Liebender, sondern auch ein kluger Mann. Was ihm möglicherweise an Erfahrung in der Behandlung junger Mädchen fehlte, ersetzte der Instinkt der Liebe. Er that das Klügste, was er unter diesen Verhältnissen thun konnte.

Ohne sich auf Erklärungen und Verhandlungen einzulassen, zog er die Ueberrastke rasch in seine Arme und saate zärtlich: „Susi, Geliebte, wozu willst du dich und mich noch mit einer Bedenkenzeit quälen? Du weißt ja, wie lange und treu ich dich liebe.“

Susi wollte sich aus den umschlingenden Armen lösen, wollte den Mund öffnen, denn sie hatte sich jetzt auf allerlei besonnen, was in dem nicht abgelesenen Brief so hübsch und sochgemäß niedergeschrieben war. Aber sie kam nicht dazu es nun auszusprechen, denn Eduard Latour, kühn vorwärts gehend, schloß diesen rothen, halbgeöffneten Mädchenmund mit einem stürmischen Kuß, in dem jeder Widerstand lautlos unterging. Die Gefühle wußte nicht, wie ihr geschah. Ihr wirbelte die Sinne —

Nur ein einziger Gedanke rang sich aus dem Chaos empor, ein schwerer, unerfahrener Jungmädchen-Gedanke, der halb meinte und halb lachte, halb widerstrebe und doch sich in erweichender Zärtlichkeit nicht ungern dem unabwendbaren Schicksal beugte: „Er hat mich geliebt, jetzt ist es entschieden, jetzt bin ich seine Braut. Nun muß ich ja sagen.“

So kam der Verlobung von Susanne Negri mit Eduard Latour zu stande.

Drei Tage darauf schrieb Susi an ihre beste Pensionfreundin: „Liebeste Gläse!“

Seit drei Tagen bin ich die glücklichste Braut von Eduard Latour, den ich seit meinen Kinderjahren liebe. Er ist ein reizender Mensch und ganz mein Geschmack mit seinen leuchtenden, himmelblauen Augen und goldblonden Haaren. Ach Gläse, ich habe ja gar nicht gesehnt, daß Brautsein so entzückend ist. Folge bald nach Deiner seligen Susi.

Antje.

Humoreske von Georg Petrich.

Als man aus dem schwierigen Fahrwasser des Hafens heraus war und die offene See erreicht hatte, verließ Kapitän Selhonen die Kommandobrücke. Er suchte aber nicht gleich seine Kabine aus, sondern machte zuvor auf Deck einen Rundgang.

Mitunter ließ er schon bei dieser ersten flüchtigen Retrospektion auf alte Bekannte — Leute, die häufiger über den großen Reich fuhrten und dazu sein in vorzüglichem Ruf stehendes Schiff benutzten, mitunter hatte er aber auch nur wildfremde Menschen an Bord.

Und auch diesmal bemerkte er nicht ein bekanntes Gesicht.

Grüßend schritt er über das Promenadenende. Aus der Art, wie man seinen Gruß erwiderte, erfuhr er sofort die Nationalität des Betreffenden. Der Amerikaner grüßte anders als der Franzose, der Deutsche anders als der Italiener und der Russe. So hätte er einem jeden mit ziemlicher Sicherheit sagen können, welchem Volke er angehöre, ohne ein Wort mit ihm gewechselt zu haben.

Aber bei einem jungen Manne, mit dem er vor der Thür des Rauchsalons zusammentraf, ließ ihn seine Welt- und Menschkenntniß doch im Stich und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieser seinen Gruß mit unerkennbarer Absichtlichkeit unbedachtet ließ. Vermuthlich war es ein Angehöriger der internationalen Gemeinschaft der Fregate. Nun schön!

Eine auffallende Ähnlichkeit veranlaßte den Kapitän aber dennoch, den Fremden noch einmal auf's Korn zu nehmen.

Genau so hatte doch jener Jüngling ausgesehen, der vor etwa acht Tagen zu ihm gekommen war und dreist und gottesfürchtig um die Hand Antjes angehalten hatte.

Der Fregatkapitän, der noch nichts war, nichts aufweisen konnte, wünschte sein Schwiegerlohn zu werden! Es war zum Lachen gewesen und am liebsten hätte er auch aus vollem Halse gelacht. Doch er hatte seine Würde bewahrt und erklärt, daß die Ehe, die ihm mit dem Antrage erzeiget werde, zu schämen wisse, daß er aber über die Zukunft seiner Tochter bereits verfügt habe.

Ja, aber er liebe Antje und Antje ihn! war von dem Gaste eingewendet worden.

Er hatte sich diese Behauptung, was Antje anbelangte, ernstlich verbeten und als der hartnäckige Heirathsanbiter gar von ihm gefordert hatte, daß er die Tochter selbst fragen möge, sie werde ihm bestätigen, daß man sich einig sei und gelobt habe, nie von einander zu lassen, da hatte er kurzen Prozeß gemacht und den Bewerber in kräftiger Seemannsmannier hinauskomplimentirt.

Das Tollste war dann aber gewesen, daß Antje ihm für diesen Dienst nicht im Mindesten Dank geseuht, sondern unter reichlichen Thränenflüssen behauptet hatte, sie liebe den Franz Leeven und werde nur ihn und keinen Anderen heirathen.

Er war gewiß ein guter, nachgiebiger Vater, aber hier wären Güte und Nachgiebigkeit am falschen Orte gewesen, und so hatte er denn ihrem kindisch-trogigen „Nur ihn!“ zuletzt ein donnerndes „Niemals!“ entgegen-gesetzt.

Und bis zum Tage seiner Abreise war sie auch wieder leidlich vernünftig geworden, hatte ihre frühere Munterkeit beinahe wiedergefunden gehabt. Junges Blut schleppt sich nicht lange mit solchem Kummer herum.

Wie kam nun aber dieser Franz Leeven auf sein Schiff? Was wollte der drüben in Amerika?

Und als die Kapitänspassagiere zur gemeinsamen Mahlzeit im Speisesaale versammelt waren, schaute sich der Kapitän nach dem jungen Mann um.

Er sah da mit düsterem Gesicht, sprach keine Silbe und aß kaum einen Bissen.

„Scheint ihm doch nahe gegangen zu sein!“ dachte Selhonen. „Und giftig ist er auf dich! Gönnt dir keinen Blick. Kann's ihm ja freilich nicht verdenken! Hat wohl alle Hoffnungen aufgegeben und wandert aus! Ja, mein Junge, warum mußt du dich auch gerade in Antje Selhonen verlieben?“

Aber, gutmüthig wie er war, empfand er keine Schadenfreude, sondern eher ein gewisses Mitleid.

Und als man zwei Tage auf dem Ocean schwamm und sich die finstere Miene des Jünglings noch immer nicht aufhellen wollte, beschloß er, ihm den Kopf ein wenig zurechtzurücken.

Er suchte eine Gelegenheit, Leeven unter vier Augen zu sprechen, und als sie sich bot, ermahnte er ihn väterlich, sich das Geschehene nicht weiter zu Herzen zu nehmen, die thörichte Liebelei zu vergessen und nur an die Zukunft zu denken. Nach dieser Einleitung fragte er ihn, welche Pläne er denn bezüglich seines Fortkommens in Amerika habe. Er sei gern bereit, ihm dabei zu rathen und ihn auch durch Empfehlungen zu unterstützen.

„Ich muß doch erst wissen, ob ich in Amerika bleiben werde!“ entgegnete der junge Mann mürrisch.

„Das wissen Sie doch nicht? Aber das müssen Sie doch schon wissen. Oder soll dies etwa nur eine Vergnügungstreife sein?“

„Weiß ich nicht!“ war die Antwort. „Ich weiß garnichts! Ich bin ja nicht freiwillig hier, man hat mich auf diese Reise geschickt.“

„Es hat ihm den Verstand verwirrt“, sagte sich Selhonen und wurde nun ganz Mühsicht und Schokung. „Ihre Eltern haben Sie auf diese Reise geschickt!“

„Nein, Ihre Antje!“

„Meine Antje? Ach so — ich verstehe! Sie meinen, weil aus Ihrer Bewerbung nichts geworden ist?“

Franz Leeven schüttelte den Kopf. „Ach meine es so, daß Antje mir das Wort abgenommen hat, mit Ihnen diese Fahrt zu machen. Und wenn wir drei Tage unterwegs wären, sollte ich Ihnen einen Brief von ihr einhändigen und dann würde es sich entscheiden, ob ich drüben bleiben oder mit Ihnen zurückkehren werde.“

„Einen Brief von meiner Tochter? Wo haben Sie ihn?“ Der Kapitän kam auf einmal sonderbare Gedanken.

„Sie erhalten ihn morgen, wie ich's versprochen habe.“

„Geben Sie ihn jetzt her!“

Selhonen wollte aufbrausen, aber er besann sich. Es konnte mit dem jungen Manne möglicherweise doch nicht stimmen und da durfte er ihn nicht reizen.

Am nächsten Morgen fand er richtig einen Brief von Antje auf seinem Schreibtisch vor — Leeven hatte ihn durch den Steward dorthin legen lassen — und einmal über das andere las er, was ihm sein Döchtling geschrieben und schalt dabei grimmig vor sich hin.

„Was willst du thun? Wenn ich zurückkomme und in den Hafen bufrage, auf der Quaimauer stehen und wenn Du Deinen Franz nicht siehst, vor meinen Augen ins Wasser springen? Spring nur! Spring nur! Wir werden Dich schon wieder herausfischen und dann, Du verdrehte Dorn, dann —“ und er ließ die Faust auf die Tischplatte laufen.

Aber zuzutrauen war's ihr! Sie hatte seinen harten Schadel und ging damit durch Wände. Und mit dem Herausfischen aus dem Wasser war es auch so eine Sache! Das glückte nicht immer.

Schon schwankte er zwischen Jörn und Bangigkeit.

Aber der Bursche — ja, den wollte er sich kaufen!

Er ließ Franz Leeven zu sich in die Kapitänskajüte bitten.

Der besitzte sich nicht allzu sehr, der Aufforderung nachzukommen und als er erschien, war in seinem Gesicht zu lesen: Grobheiten lasse ich mir nicht gefallen!

Selhonen reichte ihm den Brief. Leeven las ihn gab ihn schweigend zurück.

„Da sehen Sie, was bei Liebeleien hinter dem Rücken der Eltern herausspringt!“ schmaute der Alte. „Was nun, junger Herr?“

„Ich bleibe drüben in Amerika.“

„Was?“ Der Jörn des Kapitän's schlug in Entrüstung um. „Und Sie wollen meine Tochter lieb haben?“

„Ja, wünsche ich denn, daß ich mit Ihnen zurückkehre?“

wird. Aber damals habe ich gezeiwelt, damals, als Du in Amerika bleiben wolltest und ich Dich erst kräftig anstosfen mußte, bis Du mit mir zurückkamst. Daß Antje nur nichts davon erfährt, hörst Du? Sie möchte es Dir höflich trumm nehmen!“

Franz Leeven lächelte — ein verschmitztes Lächeln. „Ich hätte mich ja am Ende noch eines anderen besonnen“, meinte er zu seiner Rechtfertigung. Sein Blick aber schweifte zu Antje hinüber und er dachte: „Wenn sie es nicht so geschickt eingefädelt und nicht alles so richtig im Voraus berechnet hätte, wer weiß, wie es dann gekommen wäre! Aber das sollst Du nicht erfahren, verehrter Schwieger-vater, denn das möchtest Du höflich trumm nehmen!“

Die Tragkraft des Haars.

Die Elastizität und Widerstandsfähigkeit des menschlichen Haars vor den Wittern der Antike gut bekannt und wurde von ihnen auch praktisch verwertet. So wurden aus langen und biden Geflechten weiblicher Haare die Stränge zu den Katapulten, jenen großen Schleuder- und Belagerungsmaschinen, fabricirt, die in der ganzen Kriegsgeschichte des Alterthums eine große Rolle spielten; natürlich gab es nicht vornehme Damen ihren Haarschmuck zu diesem Zwecke her, sondern er wurde den weiblichen Sklaven abgenommen.

Nur wenn die Noth am größten war, hörte hier der Standesunterschied auf; so schnitten sich bei der Belagerung Carthagos die Patrizierinnen dieser Stadt ihre Haare aus, um dadurch den Staat zu retten. Wie weit die Trag- und Widerstandskraft des menschlichen Haars überhaupt geht, haben neuerdings Unterforschungen französischer Gelehrter ergeben. Demnach vermag ein einzelnes Frauenhaar von mittlerer Stärke eine Last von nicht weniger als 178 Gramm zu tragen, ohne zu reißen. Nimmt man nun an, daß der menschliche Kopf durchschnittlich 30,000 Haare besitzt (was übrigens eher zu niedrig gegriffen sein wird als zu hoch), so ergiebt sich als Resultat, daß die Haare einer Frau eine Tragkraft von 5 Tonnen haben. Die Tragkraft wird aber dadurch noch um ein Drittel erhöht, daß das Haar gewöhnlich gedreht und gewunden ist.

Ein reicher Musikdilettant läßt von vier befreundeten hochbegabten Musikern sein neuestes Quartett aufführen. Er selbst ist nicht im Musikzimmer, sondern hört sich im nebenliegenden Zimmer die Klänge an.

Als die Musiker geendet haben, geht der Dirigent zur Thür, öffnet sie und sagt verbindlich und liebenswürdig: „Ja, ja, mein lieber Freund! Der Herrscher an der Wand hört seine eigene Schand!“

Wichtig.

Vater (zum kleinen Max, der sich hart beschmutzt hat): „Max, wie siehst du aus! Du bist doch ein wahres Ferkel!“ (Der Knabe sieht seinen Vater erschaut an.) „Nun, weißt du denn nicht, was ein Ferkel ist?“

Max: „Famohl, Papa — einem großen Schwein sein Kind.“

Konsequenz.

Schauspieler (zu seinem Partner, dem Direktor): „Ich verlange, daß das Bühnen, welches ich im zweiten Acte zu verzeihen habe, echt ist.“

Direktor: „Wie Sie wollen. Dann muß aber auch die Ohefise, die ich Ihnen gleich darauf zu geben habe, echt sein.“

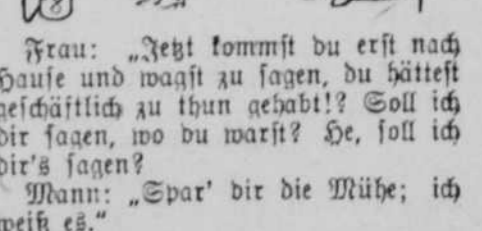
Ueberrassungen.

Frau (die ihrem Mann zum Geburtstage eine Strawatte geschenkt hat): „Wie gefällt Dir denn die Farbe, Männchen?“

Mann: „Großartig!“

Frau: „Ach, wie mich das freut... solch ein Kleid habe ich mir nämlich machen lassen!“

Der Gummier.



Frau: „Jetzt kommst du erst nach Hause und wagst zu sagen, du hättest geschäftlich zu thun gehabt! Soll ich dir sauen, wo du warst? He, soll ich dir's sagen?“

Mann: „Spar' dir die Mühe; ich weiß es.“

Wie ein Tiroler „aus dem Häuschen kommen“ kann.



„Ich bin ja nun überzeugt, daß Du meine Antje liebst“, sagte er, „und daß sie mit Dir glücklich werden